

Heilige Berge [Fortsetzung]

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **38 (1948)**

Heft 14

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636605>

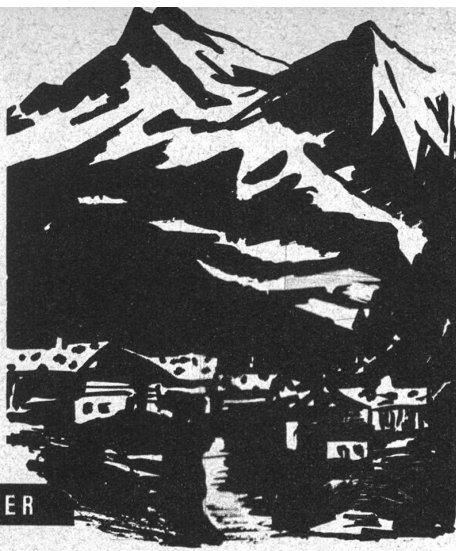
Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heilige Berge



EIN ALPENROMAN VON GUSTAV RENKER

11. Fortsetzung

Auch als der Fremde endlich vor die Hütte trat, wurde er dem Obersenn nicht vertrauenswürdig. Er hatte nicht das braungebrannte, lebensfrohe Gesicht derjenigen, die zu Berge gehen, hatte keinerlei Pickel oder Seil mit, sondern sein bleiches Antlitz, in dem unter hoher Stirne unruhig dunkle Augen flackerten, stand in seltsamem Gegensatz zu dem hochgeschlossenen, schwarzen Anzug und den langen, unten stark ausgerissenen Hosen.

Der Fremde grüsste kurz und heischte Milch. Er setzte sich auf das Bänklein vor der Hütte, indes der Senn in die Hütte ging, um das Gewünschte zu holen. Dann zog er das milde, süsse Getränk in langen Zügen ein.

"Wenn's erlaubt ist - von wo kommt Ihr, Herr?" brach der Alte endlich das Schweigen.

Der Schwarze deutete mit dem Finger nach rückwärts.

"Vom Schneewinkelhorn." Der Senn wich erschreckt einen Schritt zurück. "Dahinauf kommt doch keiner."

"Bin auch nicht oben gewesen. Hab' es nur versucht. Hab' die ganze Nacht oben gesessen, auf einem Felsplatz in der Wand."

Er wandte sich wieder seiner Milch zu.

"Mit Verlaub - noch eines: was wolltet Ihr dort oben?"

Der Schwarze grinste den Senn spöttisch an. "Gold suchen. Dort wächst es, wo kein anderer hinkommt."

Da schwieg der Alte und zog sich in die Hütte zurück. Und als der Fremde endlich weitergegangen war, rief er die anderen Sennen zusammen und berichtete, ein grosser, schwarzer Mann sei dagesessen mit bleichem Gesicht und unsteinen Augen, der habe in den Wänden des Berges Gold gesucht. Das sei der verzauberte Venediger gewesen, der alle hundert Jahre durch das Land kommt. Ihm aber folge Viehseuche und Hirtenplage. Bedrückt gingen die Männer auseinander. Das Schneewinkelhorn aber war um eine Sage reicher.

Unterdessen schritt Tonio Feltrinelli langsam talab. Die in den Felsen durchwachte Nacht lag ihm noch dumpf und schwer in Hirn und Gliedern. Träge stolperte er den Weg entlang und hielt nur einmal den gleichmässig trotternden Gang an, um an einem Quell zu trinken.

Im Tale läuteten eben die Glocken des kleinen Kirchleins von Alpmatten den Gottesdienst aus, als Tonio sein Haus betrat. Rita stand am Herd und bereitete das Mittagessen.

Aber keine Frage kam von beiden. Er nickte ihr kurz zu und stieg ohne Erklärung in sein Zimmer hinauf. Dort warf er sich auf das Bett und schlief lange bis gegen den späten Nachmittag. -

Walter Lauener stieg, nachdem er Rita am frühesten Morgen, als es über den Bergen zart lichtete, auf dem kürzesten Weg ins Tal geleitet hatte, wieder zu seiner einsamen Hütte auf. So hatten sie es beschlossen; es sei zwecklos, Feltrinelli etwas von Ritas Gang zu erzählen. Sie solle ihn empfangen, als sei sie nachtsüber daheim gewesen. Man konnte von der Hütte aus gut auf das Haus Feltrinellis hinabsehen; käme Tonio heim, so solle Rita sofort ein grosses, weisses Leintuch auf die Wiese vor dem Haus legen. Das ist für Walter das Zeichen, dass der Werkmeister unversehrt heimgekehrt sei. Andernfalls würde er mit Hilfe der Hirten von der Staffalp sofort in den Wänden zu suchen beginnen.

So hatte er Rita über das schmale, steile Weglein, das direkt durch die Schlucht des Schneewinkelbaches, an keiner menschlichen Behausung vorbeiführte, bis dorthin geleitet, wo der Pfad in den breiteren und langwierigen Weg von der Staffalp einmündete.

Dann stieg er wieder die Wildbachschlucht empor, seiner kleinen Hütte zu.

Als er von dort einen Blick in das Tal warf, sah er den verabredeten Linnenfleck neben dem Hause wie eine weisse Blume zur Höhe leuchten. Da wusste er, dass Feltrinelli heimgekommen war und wunderte sich, dass ihn diese Nachricht in keiner Hinsicht bewegte. Er war seit dem Augenblick, da unten am Staffalweg Ritas Lippen scheu und zärtlich die seinigen zum Abschied berührt hatten, zu keinem Nachdenken über Sinn und Folgerung des Geschehenen gekommen. Die Erinnerung an die Tatsachen durchwogte ihn so heftig, dass aus dieser Bewegung noch keine Blüte des Nachdenkens wachsen konnte.

Als er wieder die Hütte betrat, wurde ihm dieses Gedenken so machtvoll und bildhaft, dass ihm der kleine, schlichte Raum, in dem sie mit ihm gewelt hatte,

nun recht öde und leer erschien. Er trat an das Lager, in dem sich noch die Formen ihres Körpers abzeichneten und fuhr mit der Hand liebkosend darüber hin. Er nahm die Schale in die Hand, daraus sie hastig den Morgentee getrunken hatte - es war noch ein kleiner Rest darin, und er trank ihn vollends aus.

Endlich kam ihm das Suchen nach ihr in dem Hüttenraum lächerlich und knabenhaft vor, auch war in ihm ein Gefühl unendlicher Leere und Einsamkeit. Rasch packte er seinen Rucksack, koste noch einmal mit langem Blick das Zimmer und stieg dann rasch bergan.

Er hatte nur den Wunsch, dieser Einsamkeit zu entfliehen und einen Menschen aufzusuchen, mit dem er sprechen könnte, sei es auch nur über Alltägliches.

Mit einem Mal kam ihm der Prophet der Alpmattner in den Sinn, der Einsiedler auf der letzten, felsenummauerten Alp, und es schien ihm, als ob dies der eine und einzige Mensch sei, mit dem er jetzt sprechen könne. Es war jetzt gegen zehn Uhr vormittags. Nach Laueners Berechnung musste der Grat, auf dem er eben stand, etwas höher als die Alp von Maria-Schnee gelegen sein. Er hatte bereits reichlich genug Gebirgsfahrung, um sich den Pfad mühelos auszudenken: er musste wieder auf den Geröllboden hinab und diesen, der sich um das ganze Schneewinkelhorn zog, entlang schreiten. So hoffte er, von der ostseitig gelegenen Stelle, darauf er sich befand, nach etwa einer Stunde horizontalen Querens auf die südseitig gelegene Alp zu gelangen.

Er begann, knapp unter der Wand des Schneewinkelhornes, auf dem hier weniger geneigten Geröll hinzuwandern. Er dachte daran, dass Rita gestern Abend bei Gewitter und Dunkelheit hier gegangen war; an einer Stelle traten aus dem Geröll steile Felsen vor - auch darüber war sie unbewusst wie ein ahnungsloses Kind hinweggelaufen, dem fernen Licht seiner Hütte zu, das die Leuchte ihres und seines Schicksals war.

Die Wände teilten sich und eine steile Schneeschlucht führte wie ein riesenhaftes Fernrohr geradewegs in den flimmernd blauen Himmel hinein. Zwei Reihen von Fussspuren führten den Schnee aufwärts; die eine verlor sich oben im Sonnenlicht - da war gestern Feltrinelli emporgestiegen. Die andere leitete etwa hundert Meter in die Höhe, und von ihr zog sich eine breite Rinne herab, als sei hier ein Körper abgerutscht - das war Ritas vergeblicher Weg. Deutlich sah Walter den Tritt ihres kleinen Schuhs in der Spur, hie und da sogar den Abdruck ihrer Hand, wenn sie, die Ungeübte, zur Sicherung in den Schnee gegriffen hatte.

Eine Weile stand er da und dachte daran, sah sie vom Wetter gehetzt, nach ihrem Manne rufend, über das Geröll laufend, bis sie das Licht sah, sein Licht!

Die Geröllhalde wurde zur Galerie, unter der Wände tief und steil niederfielen. Die Galerie wurde zum Bande, es kamen Felsen, einzeln vorstehende Rippen und Blöcke. Lauener nahm es gleichmütig hin, dass nun das edle Handwerk wieder begann. Er hingte den Pickel mit der

Hanfschlinge um die Hand und kletterte das schmälere werdende Band entlang.

Langsam wie in einem feierlichen Reigen zog die Gegend an ihm vorbei. Die Staffalp verschwand hinter einem Grat, neue Tiefen taten sich unter ihm auf, Wälder, Matten, vereinzelte Hütten.

Von Zeit zu Zeit spähte er hinab, um sich zurechtzufinden. Seiner Berechnung nach musste nun bald die Alp von Maria-Schnee kommen. Etliche hundert Meter nach vorne sah er einen sanft geschwungenen Grathöcker und glaubte ihn seiner Form nach zu erkennen. Hinter ihm lag gewiss die Alp.

Doch eine jähe Schlucht sperrte schliesslich seinen Weg. Das Band brach



General Ulrich Wille, wie ihn alle diejenigen in Erinnerung haben, die den ersten Weltkrieg miterlebten

ab - vielmehr, es setzte sich als dunkler Streifen, als eine Schicht bröckeligen Schiefers im festen Kalkgestein, fort, führte schräg in die Schlucht hinab, deren Grund mit blankem Eis gefüllt war, und hob sich drüben etwas breiter, zweifellos gangbar, zum Gratücken auf.

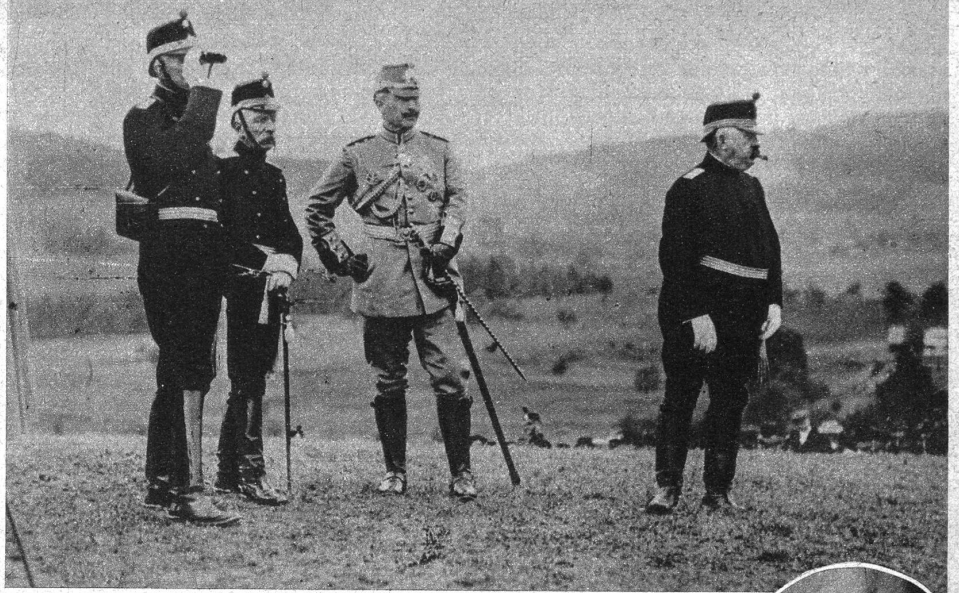
Lauener versuchte, auf dem unsicheren Boden des splitterigen Schiefers weiterzukommen. Aber er fand weder für Hand noch Fuss Halt. Er zog die weichsohligen Kletterschuhe an, die er stets im Rucksack mit sich führte, aber auch sie versagten. Kleine Nadeln und Splitter lösten sich unter seinem Tasten los und hüpfen raschelnd und klirrend auf das Eis hinab.

Behutsam kehrte er auf sein Band zurück und sah verärgerten Blickes in die Schlucht, die ihn von dem nahen Ziel trennte.

Da klang eine Stimme durch die tiefe Stille des ungeheuren Felsensaales.

"Etwa fünfzig Meter höher - dann quer."

Lauener sah auf. Drüben auf dem Grat stand ein Mensch, sich dunkel vom klaren



Oberstkorpskommandant der dritten Armee Ulrich Wille (rechts) anlässlich der Manöver 1912 zu Ehren von Kaiser Wilhelm II.

General Ulrich Wille

Zu seinem 100. Geburtstag

General Wille entstammte einer altangesessenen Familie des Neuenburger Berglandes. Am 5. April 1848 geboren, begann er schon mit 17 Jahren das Studium der Rechtswissenschaft an der Hochschule in Zürich und schloss in Heidelberg seine Studien mit dem Doktordiplom ab.

1867 schon Leutnant der zürcherischen Kavallerie geworden, trat er 1871 nach der damaligen Grenzbesetzung als Instruktionsoffizier zur Artillerie, 1883 wurde er Oberinstruktor der Kavallerie, 1885 Oberst, 1892 Waffenchef der Kavallerie. 1904 trat er an die Stelle von Oberstkorpskommandant Bleuler, Kommandant des III. Armeekorps.

1880-1883 leitete er die «Zeitschrift für Artillerie und Genie» von 1901-1914 die «Allgemeine Schweizerische Militärzeitung». Von 1902-1912 bekleidete er die Professur für Taktik und Kriegsgeschichte an der militärwissenschaftlichen Abteilung der Eidg. Technischen Hochschule.

Von 1914-1918 stand er als General an der Spitze der Armee.

Dies war der äussere Rahmen seiner vielseitigen und fruchtbringenden Tätigkeit in einer Dienstzeit von über 50 Jahren.

Für seine Bestrebungen bildet die Grundlage das von ihm abgelegte, militärische Glaubensbekenntnis: «Ich bin Freund und Anhänger des Milizsystems. Ich habe nicht bloss ihm zu dienen als Lebensberuf erwählt, ich habe auch über die Sache nachgedacht und bin zur Ueberzeugung gekommen, dass das Milizsystem nicht bloss für unsere Verhältnisse das einzig mögliche System ist, sondern auch dass es für unsere Zwecke vollkommen genügt.»

Diesem Glauben ist er Zeit seines Lebens treu geblieben und hat seine ganze Tätigkeit in allen seinen Stellungen, in Wort und Schrift, die er meisterhaft beherrschte, darauf eingestellt, unsere Milizarmee zur Kriegstüchtigkeit



Oben: Ulrich Wille als vierjähriger Knabe

Links: Artillerie-Oberleutnant Wille im Jahre 1872



zu erziehen, sie vor Schlendrian zu bewahren. Dabei hat er auch immer vor der gedankenlosen Uebernahme ausländischer Vorbilder und vor oberflächlicher Vielseitigkeit in der Ausbildung gewarnt.

In seinen Stellungen als Kommandant der VI. Division und des 3. Armeekorps, in denen er sich als hervorragender Truppenführer und Lehrer bewährte, ging sein Hauptbestreben auf die Erziehung von Offizieren und Truppe, um das zu schaffen, was er «bewusste Disziplin» nannte, deren «Fortbestehen garantiert wird, durch das richtige Benehmen der Vorgesetzten», nach seinem Grundsatz: «Wer seine Truppe erziehen will, muss sie lieben und ehren.» Er legte den Grossteil der Verantwortung für Ausbildung und Erziehung in die Hände der Truppenoffiziere, entsprechend seinem festen Glauben an die Tüchtigkeit unseres Volkes. Er hat damit, und das ist sein unbestrittenes Verdienst, die Dienstfreudigkeit, das Verantwortungsgefühl und das Selbstvertrauen aller, von oben bis unten gehoben.

Die Geschichte der Schweizer Armee von 1874-1925 ist ohne General Wille undenkbar. Sein unvergängliches Verdienst liegt in der Reformation des gesamten Wehrwesens und in der Erziehung des Heeres zur inneren Tüchtigkeit.

Himmel abhebend. Er war auf einen langen Stock gestützt, und es schien keinerlei Farbe in dem bewegungslosen Schatten ausser dem Haar, das silbern in der Sonne glänzte.

Noch einmal wiederholte der Mann seinen Ruf, der scharf in die grosse Stille schnitt.

Da winkte Lauener mit der Hand zum Zeichen, dass er verstanden habe. Er stieg vom Bande aus die Schrofen empor und fand oben ein Gesimse, das in die Schlucht hinableitete. Das abschliessende Eis querte er mit einigen wuchtigen Pickelhieben und schritt dann jenseits den Hang hinauf.

Noch immer stand der Mann bewegungslos oben. Nun aber war ihm Lauener schon so nahe, dass er seine Züge genau untersuchen konnte: das braune, schmale Gesicht, aus dem sich eine starke Hackennase vorbaute, den weissen, langen Bart, der bis zur Brust reichte, und die wirr um das Haupt liegenden weissen, lockigen Haare. Der Mann war in einen faltigen Mantel gehüllt, den in der Mitte ein Gürtel zusammenschloss, hatte einen grossen, weichen Schlapphut auf. Vor den Augen aber lagen grüne Brillengläser.

Rascher stieg Walter die letzten Meter des Hanges hinauf und stand nun, von der Anstrengung etwas keuchend, vor dem Alten.

Er wusste von dem Augenblicke an, da er den Mann auf der Felsenklippe genauer hatte betrachten können, dass dies der vielgenannte Hirt von Maria-Schnee, der Prophet von Almatten sei. Nun stand er vor ihm und sah ihn lange mit unverhohlener Neugierde an. Wäre Lauener nicht schon vorher durch die geheimnisvollen Reden der Talleute auf den Mann aufmerksam gemacht worden, so hätte er schwerlich in ihm etwas anderes als einen Hirten gesehen, wie sie auf jeder Alp des Tales lebten. Höchstens der feine Schnitt des Gesichtes, der auf eine hohe Geistigkeit schliessen liess, hätte ihm dieses Antlitz aus der Masse der anderen Aelpler hervorleuchten lassen.

Der Hirte stand ihm ruhig gegenüber, auf seinen Stock gestützt, und mit unbeweglicher Miene, aus der keinerlei Empfindung zu lesen war, den Blick des Fremden erwidern. Schliesslich sagte dieser: "Ich habe mich ein wenig in den Felsen verstiegen. Ist dort unten die Alp von Maria-Schnee?"

Er wies mit der Hand in die Mulde hinab, die hinter dem Felskamm sichtbar wurde. Der Mann nickte. "Ja, und von dort aus geht ein guter Weg ins Tal."

Das war deutlich - du brauchst nicht hierzubleiben, um meine Einsamkeit zu stören.

Lauener wollte es nicht verstehen: "Dann sind Sie wohl der Hirt von Maria-Schnee, von dem mir Hans Lehner erzählte?" Das landesübliche "Ihr", das man sonst Hirten und Bauern gegenüber gebraucht, wollte ihm nicht von der Zunge.

Ueber das Gesicht des Alten, dessen Mund in abweisender Härte zusammengepresst war, flog ein rasches Aufleuchten.

"Sie kennen Hans Lehner?" sagte er weich, als glitten seine Worte kosend über den Namen.

"Er ist mein Begleiter auf Bergfahrten, er ist auch mein Freund."

"Hans Lehner", wiederholte der Alte beinahe zärtlich und sah an Lauener vorbei in die Ferne irgendeines aufspringenden Gedankens.

Dann wandte er sich rasch dem Ingenieur zu.

"Ja, ich bin der Hirt."

"Sie sind der, den die Leute den Prophet von Almatten nennen?"

Der nunmehr freundliche Zug um den Mund des alten Mannes vertiefte sich zu einem leichten Lächeln. "Ein liebevoller Ausdruck der Alpmattner. Hat Ihnen den auch Hans Lehner gesagt? Immerhin, sie sagen so zu mir. Ich bin aber nur ein alter Mann, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat und hier seit Jahren lebt."

"Schon darin liegt ein gewisses Prophetentum. Sie verkünden damit, dass die Berge einen Menschen ganz ausfüllen, dass sie Trauriges auslöschen und ein ganzes Leben durch die Macht ihrer Erscheinung auf eine andere Grundlage führen können."

"Ja, das können sie", sagte der Alte ernst und stieg, dem Besucher voran, den teppichweichen Rasenhang hinab, der sich vom Kamm zur Alp senkte.

Die Hütte lag am Fuss einer Felswand, die seitwärts in ein grauartiges Geschöpfe überging. Darunter setzte sich der Hang fort, um unten in eine weite Mulde auszulaufen, die den eigentlichen Alpboden von Maria-Schnee darstellte. Quer durch die Mulde glitzerte ein kleiner, oft von Böschungen verdeckter Bach, an dessen beiden Uferseiten das Alpgras besonders üppig und reich war, durchsetzt mit bunten Bergblumen aller Art. Jenseits des Talgrundes stieg der Hang, diesmal aber geröllig und fast vegetationslos, steiler empor und mündete in die vom Schneewinkelhorn rotgelb abstürzenden Felsbastionen. In der Talmulde weideten etliche Kühe, deren Glockenläuten wehevoll über die grosse Stille hinschwebte. Die Abgeschlossenheit des Tales war von eigentümlichem Reize. Es war nicht die todesstarre Einsamkeit der grossen Höhen, es war eher eine Abklärung der lebhaften Fruchtbarkeit des Tieflandes, in ein schönes, gleichmässiges Verhältnis zu der Wildnis der Berge gebracht, deren stolzester Vertreter das wie eine weissleuchtende Flamme zum Himmel zuckende Schneewinkelhorn war.

Lauener hatte dem Hirten gesagt, wer er war, und nun sassen sie vor der Hütte, einem einfachen, wetterfesten Steinbau, der sich unter eine vorspringende Felswand duckte. Auffallend und von anderen Alphütten unterschiedlich waren nur die grossen Fenster.

"Ich brauche Licht", erklärte der Alte. "Nie habe ich die kleinen, luckenartigen Fenster der üblichen Sennhütten geliebt. Wenn morgens ein Sonnenstrahl breit ins Zimmer flutet und dann langsam durch den Raum weitergeht, ist mir der frühe Tag schon gesegnet."

Das Zimmer der Hütte war nicht anders als das anderer Hirtenwohnungen, nur gepflegter und nach einem feinen Geschmack geordnet.

(Fortsetzung folgt)

Es ist sicher ein etwas ungewohnter Anblick, bei der Wanderung über das Land, inmitten saftiger Wiesen und duftender Heustöcke, einem Mann in Taucherausrüstung zu begegnen. Weit und breit ist weder ein Fluss noch ein See in der Nähe und doch beweisen die Männer, welche dem Taucher den schweren Helm aufsetzen, die Bleiplatten an die Schuhe schrauben und die Luftleitungen gewissenhaft kontrollieren, dass es sich hier nicht um irgendeine verrückte Wette oder eine Spielerei, sondern um ernsthafte Arbeit handelt. Beim Nähergehen entdecken wir dann, dass die Männer und der Taucher sogar eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen haben. Genau so wichtig, wie die Versorgung einer Stadt mit Trinkwasser. Die ziemlich allgemeine Wasserknappheit des vergangenen Jahres hat gezeigt, dass auch jene Städte, welche an einem Flusse oder einem See liegen, durchaus nicht über unerschöpfliche Reservoir verfügen. Die anderen Städte mussten sich ohnehin schon immer die unversiegbaren Wasser in den Tiefen der Erde nutzbar machen und sind jetzt daran, den vorhandenen Quellen noch ein paar neue beizufügen, weil ja niemand wissen kann, was der kommende Sommer bringt. Und diese unterirdischen Quellen geben dem Taucher die Berechtigung, auf einer grünen Wiese spazieren zu gehen.

In monatelanger Arbeit haben kräftige und gesunde Männer einen betonierten runden Schacht von etwa drei Metern Durchmesser rund zwanzig Meter tief in die Erde getrieben. Eine weit mühsamere Arbeit, als etwa die Förderung von Kohle aus einem engen Schacht. Bereits wenige Meter unter der Erde beginnt das Grundwasser in die ausgehobene Grube zu fliessen. Dann müssen die Arbeiten mit Hilfe eines Caissons weitergeführt werden. Dieser ist eine mannshohe Kammer, welche in die Grube gestellt wird. Durch eine enge Röhre steigen die Arbeiter von oben in den Caisson hinein und heben die Erde weiter aus. Ein höherer Luftdruck verhindert das Eindringen des Wassers. Die Männer können nahezu im Trockenen arbeiten, müssen sich jedoch jeweils vor dem Einstieg in den Caisson in einer besonderen Luftdruckschleuse allmählich an den erhöhten Luftdruck im Caisson gewöhnen. So graben sie sich in die Tiefe der Erde hinein, bis sie die günstigsten Grundwassergebiete erreicht haben.

Eines Tages ist der Schacht fertig. Sauber ausbetoniert hat er sich in die Wiese gegraben und auf seinem Grund verrät schon ein niedriger Stand trüben Wassers die Existenz der unterirdischen Seen. Nur noch die hohe Röhre, durch welche die Arbeiter in den Caisson stiegen, ist in der Mitte stehen geblieben und wartet auf den Taucher, der die Schrauben lösen soll.

Das ist die etwas paradoxe Geschichte von dem Taucher, der in die Erde steigt. Nach dem Hissen der Caisson-Röhre fliesst das Grundwasser sofort in den Schacht und wird dann über lange unterirdische